

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Band: 60 (1955-1956)
Heft: 10

Artikel: Mozart im Spiegel seiner Briefe
Autor: Werner, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316486>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

allem Anfang an bemerkt. Doch weshalb erblaßte sie nun so plötzlich? Ihr Herz schlug immer höher. Jetzt mußte sie ihren Mann am Ärmel zupfen! Langsam sank dessen Zeitung zu Boden. Denn die Übung von vorhin erklang erneut. Ein wahres Wunder: Wolfgang zauberte die Klänge mit seinen niedlichen Händchen so sauber und nett hervor, als hätte er die Unterweisung im ersten Klavierspiel empfangen. Der Vater brachte kein Wort hervor. Aber glückliche Freudentränen erfüllten seine Augen. Welch eine Geburtstagsgabe! Endlich fand er sich wieder zurecht. Schnell hob er den dreijährigen Künstler empor. Und in einem Tone höchster Freude verkündete er seine glücklichste Entdeckung: «Wolferl! Mein lieber Junge, ja, du wirst ein Musiker!»

(Text und Klischee stammen aus der SJW-Reihe Nr. 272, «Der junge Mozart», von Jürg Zürn, Zeichnungen Theo Glinz.)

Mozart im Spiegel seiner Briefe

Gertrud Werner

Mozarts Briefe, seine Reiseepistel, die regelmäßigen Nachrichten an seinen Vater, die Gelegenheitszeilen aller Art sind eigentlich herzlich unliterarisch; sie nehmen sich selber so wenig wichtig, sie sind so anspruchslos für den Bedarf des Tages geschrieben, sind also, mit wenigen Ausnahmen, in sachlicher Hinsicht so «unergiebig», daß man sich schon fragen muß, ob es einen Sinn habe, Mozart jemals anderswo aufsuchen zu wollen als in seiner Musik, für die und in der er ja ausschließlich gelebt hat; denn von seiner wundersamen Kindheit an bestand sein Spielen und Arbeiten in Musik, und seine Person war ihm nur wichtig in bezug auf seine Kunst.

Obschon seine Briefe nun gerade nicht sein musikalisches Genie bezeugen, sondern nicht viel mehr als kleine Bruchstücke seines ihm selber nebensächlichen Alltags bilden, möchte man im individuellen kleinen Mozarteum auf dem Musikalienregal das Bändchen der Mozart-Briefe nicht missen. Wennschon diese Briefe die Höhe seiner Kunst auch nicht andeutungsweise erraten lassen, so enthalten sie doch von der ersten bis zur letzten Seite den Zauber seiner Erscheinung und seines Wesens, eine bezwingende Anmut und Natürlichkeit, große Klarheit, Höflichkeit und Unschuld des Herzens, eine Fülle von Einfällen und eine stille, wohlwogene Gelassenheit dem Unabänderlichen gegenüber.

Mozart war einer der seltenen Menschen, die sich von der Sorge um Leben und Auskommen nicht beirren, weder erweichen noch verhärten lassen, weil er diese mitsamt ihrem anfechtbaren Gefolge von Launen und Affekten durchschaute. Das war bei der Misere, der er sich ständig und fast immer erfolglos erwehren mußte, keine Kleinigkeit. «Sie wissen, daß ich sozusagen in der Musique stecke», schreibt er seinem Vater, «daß ich den ganzen Tag damit umgehe, daß ich gern spekuliere, studiere, überlege. Nun bin ich durch diese Lebensart dessen behindert.» «Diese Lebensart», die er beklagt, das Leben «wider sein Genie», ist das Sich-Abmatten um Geld und Aufträge. Wir können in seinen Briefen das ganze Hungerleben des nirgends gesicherten, den Launen zufälliger Brotgeber ausgelieferten Künstlers verfolgen: das Pariser, das Salzburger, das Wiener Elend, den Stellenbettel, die schäbigen Honorare, die frühe Zerstörung der Ruhe und Gesundheit durch den Unverstand der von seiner Kunst profitierenden Öffentlichkeit. Wir sehen diese Übelstände mit Betroffenheit, dürfen uns aber dabei nicht die Hauptsache entgehen lassen, nämlich Mozarts klug geübte Gewohnheit, sich allem Unwürdigen höflich mit einem «Basta!» zu entziehen. Sind doch seine Briefe fortlaufende Résumés einer Lebenskunst, die behutsam darauf bedacht war, sich vom Leben, soweit es böse war, zu substrahieren, um sich uneingeschränkt der Musik zur Verfügung

zu halten. Seine sensible seelische und körperliche Konstitution hielt überhaupt böartigen Zumutungen und Grobheiten gar nicht stand. Er erzählt einmal, wie er infolge einer unverdienten Demütigung von seiten des Erzbischofs am ganzen Leibe gezittert habe, wie er durch die Straßen getaumelt sei und sich habe niederlegen müssen. Darum verscheuchte er unbegründeten und nur die Gemütsverfassung verstörenden Verdruß. «Es ist zum Weinen (nämlich der Gedanke an „die Sklaverei in Salzburg“). Drum weg damit!» Mehr als einmal bat er seinen Vater, der ihm, dem ohnehin Geschlagenen, auch noch vorwurfsvolle Briefe schrieb, ihm solchen Kummer zu ersparen: «Ich bitte Sie, mein liebster, bester Vater, schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr, ich beschwöre Sie, denn sie nützen nichts als mir den Kopf warm und das Herz und Gemüt unruhig zu machen. — Und ich — der nur immer zu komponieren habe, brauche einen heitern Kopf und ruhiges Gemüt.»

So wenig sich Mozart aufs Klagen verlegte, so gut verstand er sich aufs Trösten. Obschon er sich genau darüber im klaren war, daß «die Glückseligkeit — bloß in der Einbildung besteht», betrog er sich, soweit es sich wenigstens um seine materielle Lage handelte, ständig mit beruhigenden Einbildungen. Berührte er je dieses Thema, so tröstete er sich mit der Zukunft, die der Verlegenheit ein Ende machen würde, berechnete ausstehende Honorare, mögliche Aufträge, deren Erwartung, mit wenig Hoffnung und unendlichem Arbeitswillen etwas aufgerundet, ihn den anhaltenden Tiefstand überbrücken und als vorübergehendes Provisorium in Kauf nehmen ließ. «Ich werde nach allen meinen Kräften arbeiten, um bald das Vergnügen zu haben, Ihnen aus den dermaligen betrüben Umständen heraus zu helfen . . . Ich sehe hier so eine Menge elender Stümper, die sich fortbringen, und ich sollte es mit meinem Talent nicht können?» So am Anfang seiner Laufbahn. Und am Ende (zu Konstanze): «Welch herrliches Leben wollen wir führen! — Ich will arbeiten — so arbeiten — um damit ich durch unvermutete Zufälle nicht wieder in eine so fatale Lage komme.»

Wie frei sich Mozart auch unter dem Druck alltäglicher Schikanen fühlte und bewegte, zeigt sein zum Entzücken witziger und freimütiger Humor, eine Mischung von Mutwillen, Unverblümtheit und Grazie, der schon in den Kinderbriefen und von da an durch alle Jahre mit unverkennbarem Tonfall die Dinge und die Menschen, von der «galanten Gurgel» der berühmten Sängerin B. bis zum «Erzlümmel» (Titel für den Erzbischof) in Mozartisches Licht gerückt.

«Ja, so geht es auf der Welt, der eine hat den Beutel, der andere hat das Geld; mit wem halten Sie es? — — mit mir, nicht wahr?» — «Was die Aufführung dieser Oper betrifft, so kann ich nichts Entscheidendes sagen, weil ich viel geschwätzt habe; warum ich aber wider meine Gewohnheit geschwätzt habe, darin möchte es wohl liegen.» — «Der Schluß (der Oper „Die Entführung aus dem Serail“) wird recht viel Lärm machen — und das ist ja alles, was zu einem Schluß von einem Akt gehört: Je mehr Lärmen, je besser; je kürzer, je besser — damit die Leute zum Klatschen nicht kalt werden . . . Von der Ouvertüre haben Sie nichts als 14 Takte. Die ist ganz kurz — und ich glaube, man wird dabei nicht schlafen können, und sollte man eine ganze Nacht durch nicht geschlafen haben.»

Köstlich lesen sich Mozarts ungeschminkte, bei aller Kürze meisterhafte Menschenbeobachtungen: «Als er (der Erzherzog) noch nicht Pfaff war, war er viel witziger und geistiger und hat weniger, aber vernünftiger gesprochen. Sie sollten ihn jetzt sehen. Die Dummheit guckt ihm aus den Augen heraus. Er redet und spricht in alle Ewigkeit fort, und alles im Falsett. Mit einem Wort, als wenn der ganze Herr umgekehrt wäre. Der Herzog . . . ist ein charmanter Herr, wie auch die Herzogin und die Prinzessin; der Prinz aber ist ein 18jähriger Stecken und ein wahres Kalb . . .». Selbst noch im hellen Zorn konnte Mozart lachen und blieb «honett»: «Potz Himmel, tausend Teufeln und kein Ende! Ich hoffe doch nicht,

daß das geflucht sein soll . . . ! Oh, ich will dem Erzbischof gewiß eine Nase drehen, daß es eine Freude sein soll! Und mit der größten Politesse!» Mozart lachte, ohne zu spotten, und schimpfte, ohne zu beleidigen; denn er «raufte sich nicht gern mit Zwergen».

Ein solcher Humor hat freilich noch andere Quellen als nur den Witz und die anerzogene Heiterkeit des Rokoko. Wenn wirkliches Leid an Mozart herantrat, wenn Krankheit und Tod seine Angehörigen traf, so wehrte er sich gegen die Mutlosigkeit durch freundlichste Teilnahme und Fürsorge. «Ich habe dann aufs wenigst doch das Meinige getan.» Wie kümmerte er sich, schonend, tröstend, ratend, mit ebensoviel Zärtlichkeit als Respekt, um seinen Vater, wenn er diesen beunruhigt wußte, denn: «nach Gott kömmt gleich der Papa». Die Zeiten waren zwar vorbei, von denen Leopold Mozart seinem Sohne berichtete, «wo du als Kind und Knab nicht schlafen gingst, ohne auf dem Sessel stehend mir das „Oragnia figatafa“ vorzusingen, mich öfters und am Ende das Nasenspitzel zu küssen und mir zu sagen, daß, wenn ich alt sein werde, du mich in einer Kapsel, wo ein Glas vor, vor allem Luft bewahren wolltest, um mich immer bei dir und in Ehren zu halten». Aber auch später versprach Mozart, wie schon als Kind der Form, nicht der Gesinnung nach übertreibend: «Ihnen zuliebe alles in der Welt.» Als ihm in Paris die Mutter starb, tröstete er vorerst seinen Vater, und so hielt er es immer, wenn er betrübt oder enttäuscht war.

Die Quelle seiner kaum je wankenden heiteren Standfestigkeit war seine von vornherein geleistete Bereitschaft, sich, was auch komme, in den Willen Gottes zu geben. So konnte er am traurigsten Tag seines Lebens, am Todestag der Mutter, äußern: «Ich bin nicht jetzt, sondern schon lange her getröstet.» Als sein Vater erkrankte, sehnte er sich nach beruhigenden Nachrichten, fügte aber bei, daß er es sich zur Gewohnheit gemacht habe, sich immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Schon zu seinen Lebzeiten redete man ihm gelegentlich zu leichtsinnige Unbeschwertheit nach, auf welchen Vorwurf er einmal seinem Vater schrieb: «Ich bin nicht sorglos, ich bin nur auf alles gefaßt.»

Auf den letzten Grund seiner Heiterkeit wies er nur einmal hin, und er tat es bezeichnenderweise nicht, um ein Bekenntnis seiner Denkungsart «über diesen Punkt» abzulegen, sondern um seinen kranken Vater, der bald darauf sterben sollte, zu trösten: «Da der Tod (genau zu nehmen) der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht alleine nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel Beruhigendes und Tröstendes! — Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit (Sie verstehen mich) zu verschaffen, ihn als Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. — Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr sein werde. — Und es wird doch kein Mensch von allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre. — Und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinem Schöpfer und wünsche sie von Herzen jedem meiner Mitmenschen.»

Auf Schritt und Tritt begegnen wir in seinen Briefen Mozarts musikalischen Beschäftigungen, lesen über Konzert- und Opernbesuche, über seine Kompositionen, die er niederzuschreiben kaum nachkommt und in denen er lebt «wie der Has im Pfeffer». Alle diese Stellen zeugen davon, wie unsentimental Mozart, trotz seiner Sorge um seine «Ehre und den guten Namen Mozart», in Gedanken mit seinem Métier umgeht. Eine rezente, witzige Fachsprache, die kurz orientieren und den Empfänger wenn möglich auch unterhalten soll, läßt nicht einer Spur von romantischem Künstlerideal Raum, im Gegenteil, nach einem ergiebigen Exposé über die Oper «Die Entführung aus dem Serail» schließt Mozart die musikalische Betrachtung

tung: «Nun habe ich Ihnen, dünkt mich, genug albernes Zeug dahergeschwätzt; nun muß ich mich um das erkundigen, was mir am meisten am Herzen liegt, nämlich Ihre Gesundheit, mein bester Vater.»

Zum Schluß noch eine sprachliche Beobachtung von besonderem Reiz: In Mozarts Briefen gibt nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch die Mozartische Musik den Takt und den Ton an. Seine Freude an Reimen, am Zusammenfall von Klang- und Sinnassoziationen produziert ab und zu kleine musikalische Wortspiele: «Allerliebstes Bäsle Häsle! Ich habe dero wertes Schreiben richtig erhalten falten, und daraus ersehen drehen, daß der Herr Vetter Retter . . . und Sie wie, recht wohl auf sind hind. Wir sind auch gott lob recht gesund hund. Ich habe heute den Brief schief von meinem Papa haha auch richtig in meine Klauen bekommen strommen . . .» Es folgen Variationen in der Reihenfolge einer sich steigernden Intensität des Ausdrucks: «Sie schreiben noch ferners, ja, Sie lassen sich heraus, Sie geben sich bloß, Sie lassen sich verlauten, Sie machen mir zu wissen, Sie erklären sich, Sie deuten mir an, Sie verlangen, Sie begehren, Sie wünschen, Sie wollen, Sie mögen, Sie befehlen, daß ich Ihnen auch mein Porträt schicken soll schroll. Eh bien, ich werde es Ihnen gewiß schicken schlickten.» Ein neckisches Ritardando — «es wird ein Brief, oder es werden Briefe in Ihre Hände kommen, wo ich Sie bitte, daß — was? — nun ja, kein Fuchs ist kein Has, ja das —. Nun, wo bin ich denn geblieben? — Ja, recht, beim kommen; ja, ja, Sie werden kommen — ja, wer? — wer wird kommen — ja jetzt fällt's mir ein. Briefe, Briefe werden kommen — aber was für Briefe — ja nu, Briefe an mich halt, die bitte ich mir gewiß zu schicken . . .» leitet über zu einem burlesken, turbulent zum Schluß strudelnden Thema einer Tanzmusik: «Curios? warum nicht? — ich wüßte nicht, warum nicht? Curios!»

Noch ein Beispiel aus den letzten Briefen: Auf der Reise nach Prag erfand Mozart für alle Freunde und Bekannten, sein Hündlein nicht ausgenommen, die spielfreudigsten Namen. Er selber hieß Punktiti, seine Frau Schabla Pumfa, die Madame Quallenberg Runzifunzi, ein Freund Schurimuri, ein anderer Hikkiti Horky, dessen Bruder Blatterizzi und die Schwester, die er grüßen läßt, Signora diniminiri, kurz, lauter musikalische Motive. Er treibt dieses Spiel, wie es scheint, zu Hause mit Konstanze. Briefe an sie setzen es fort: «Meine Uhr . . . habe ich, weil ich keinen Schlüssel hatte, leider nicht aufziehen können, ist das nicht traurig? — schlumba! — das ist wieder ein Wort zum Nachdenken.»

Mozarts Briefe sind, wie seine Musik, dialogisch. Er unterbricht seine eigenen Gedanken mit Einwänden, Zwischenrufen und supponierten Antworten des Partners. Sie spielen somit zumeist auf zwei Grundthemen, die miteinander ins Gespräch kommen nach dem Prinzip der Durchführung eines Sonatensatzes.

Ein Grundzug des Mozartischen Geistes zeigt sich in der wie gestochen feinen und scharfen Gedankenführung und -formulierung, die, mit Beweglichkeit und Anmut vereint, Mozarts Wesen unmittelbar widerspiegelt. Ein paar nachfolgende Briefstellen mögen dies noch belegen und damit noch einmal zeigen, was auch seine Musik fühlbar macht: daß Mozarts klares Leben und Wesen einer Kunst würdig war, die schon oft, und zu Recht, göttlich genannt worden ist.

Aus Mozarts Briefen

Hoffen wir, aber nicht zu viel.

*

Stille sein! Wenn es aber notwendig ist, reden — und so reden, daß es geredet ist.

*

Allerliebster Papa! Ich kann nicht poetisch schreiben; ich bin kein Dichter. Ich kann die Redensarten nicht so künstlich einteilen, daß sie Schatten und Licht

geben; ich bin kein Maler. Ich kann sogar durchs Deuten und durch Pantomime meine Gesinnungen und Gedanken nicht ausdrücken; ich bin kein Tänzer. Ich kanns aber durch Töne; ich bin ein Musicus . . .

*

Die fatalste und verdrehteste Lage, in der ich mich immer befinden könnte, wird mir zur Kleinigkeit, wenn ich nur weiß, daß Du gesund und lustig bist. (An Konstanze.)

*

Noble Leute müssen nie nach Gusto und Liebe heiraten, sondern nur aus Interesse und allerhand Nebenabsichten. Es stünde auch solchen hohen Personen gar nicht gut, wenn sie ihre Frau etwa auch noch liebten, nachdem sie schon ihre Schuldigkeit getan und ihnen einen plumpen Majoratsherrn zur Welt gebracht hat. Aber wir arme gemeine Leute, wir müssen nicht allein eine Frau nehmen, die wir und die uns liebt, sondern wir dürfen, können und wollen so eine nehmen, weil wir nicht noble, nicht hochgeboren und adlig und nicht reich sind, wohl aber niedrig, schlecht und arm, folglich keine reiche Frau brauchen, weil unser Reichtum nur mit uns austirbt, denn wir haben ihn im Kopf — und diesen kann uns kein Mensch nehmen . . .

*

Die Orgel ist doch in meinen Augen und Ohren der König aller Instrumente.

*

Weil aber die Leidenschaften, heftig oder nicht, niemals bis zum Ekel ausgedrückt sein müssen, und die Musik, auch in der schaudervollsten Lage, das Ohr niemals beleidigen, sondern doch dabei vergnügen muß, folglich allzeit Musik bleiben muß, so habe ich keinen fremden Ton zum F (einer Opernarie) . . . gewählt.

*

Ich bin nicht sorglos, ich bin nur auf alles gefaßt und kann folglich alles mit Geduld erwarten und ertragen, wenn nur meine Ehre und mein guter Name Mozart nicht darunter leidet.

*

Das Herz adelt den Menschen; und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leib als mancher Graf.

Todesahnungen

«Verehrter Herr! Gerne möchte ich Ihrem Rate folgen. Wie soll ich es aber machen? Mein Kopf ist verwirrt. Nur mit Mühe halte ich mich gesammelt. Das Bild jenes Unbekannten¹ will nicht vor meinen Augen weichen. Immer sehe ich ihn vor mir, er bittet, er drängt mich, ungeduldig fordert er die Arbeit von mir. Ich setze sie fort, weil mich das Komponieren weniger ermüdet als Ruhe. Sonst habe ich ja vor nichts mehr zu zittern. Ich fühle es, mein Zustand sagt es mir: Die Stunde schlägt! Ich werde sterben müssen. Ich bin zu Ende, ehe ich mich meines Talenten erfreuen durfte. Das Leben war doch so schön! Meine Laufbahn begann so glückverheißend! Aber man kann sein zugemessenes Geschick nicht ändern. Keiner vermag seine Lebenstage zu umgrenzen. Ergeben muß man sich in den Willen der Vor-schung. Und so beende ich meinen Grabgesang. Ihn darf ich nicht unvollendet lassen.»

(Übersetzung eines italienischen Briefes Mozarts vom 7. September 1791 an einen Unbekannten, vielleicht an Da Ponte.)

¹ Mozart erhielt durch einen Unbekannten den Auftrag, ein Requiem zu komponieren. Dieses seltsame Ereignis erschütterte ihn und erfüllte ihn mit schlimmen Vorahnungen.